
Noch lange fremd¹

Joachim Gauck

Ulm an der Donau. Der allerprächtigste Blick auf Altstadt und Münster an einem wunderschönen Septembernachmittag. Ich soll in einer Runde wißbegieriger, gebildeter und politisch engagierter Menschen einen Wessi-Witz erzählen – einen Wessi-Witz wenige Tage vor dem Ende des verflixten siebten Jahres nach der Vereinigung. Einen der Witze, in denen der Wessi als solcher als Mischung aus Ostfriesen und Blondine – aber meist gefährlicher als jene – als absonderliches Zerrbild auftritt. Ich fühle mich aber plötzlich unbehaglich an diesem schönen Ort. Vor acht Jahren wäre mir all dies noch wie ein Traum erschienen, und jetzt soll ich bitte wenigstens einen dieser blöden Witze erzählen. Mir fällt natürlich keiner ein, obwohl ich ja schon Dutzende gehört hatte. Mir fällt wahrscheinlich keiner ein, weil es mich ärgert, daß es solche Witze gibt. Wir haben das siebte Jahr überstanden, aber diese Witze erfreuen sich wachsender Beliebtheit bei uns im Osten. Solcherart Witze haben Ursachen. Da meinen viele, sie müßten sich mit Gehässigkeit schadlos halten. Als wir im Osten noch teils dumpf, teils aufmüpfig, aber allesamt ohnmächtig dahinlebten, als alles seinen sozialistischen Gang ging und allzu viele das Gefühl hatten, sie seien schlicht überflüssig, da gab es die DDR-Witze. Das waren unsere verkrampften Versuche, es denen heimzuzahlen, es waren auch Betäubungspillen. Jetzt haben wir Osis unsere Witze über die Wessis.

Aber wo liegt jetzt der Grund für den Erfolg solcher bösen Scherze? Ist das Ausdruck dieser mysteriösen ostdeutschen »Befindlichkeit«? Sie wird jetzt ja allenthalben hochstilisiert zum Wert an sich. Wir haben dabei nicht nachzufragen oder gar zu kritisieren, die ostdeutsche Befindlichkeit darf allerhöchstens teilen, wer ihrer für würdig befunden wird. Dazu zählen trotz der Wessi-Witze auch so manche Wessis. Allen voran die Intellektuellen, die mit den letzten Resten überkommener Glaubenssicherheit ausgestattet, den Osis noch einmal die Welt erklären, die Schlechtigkeit des Westens im allgemeinen und die Börsartigkeit des Kapitalismus im besonderen – mithin die ganze Ausweglosigkeit unserer Existenz – inbegriffen. Ich nenne sie gern unsere »Verständnis-Wessis«.

¹ Zuerst erschienen in: DER SPIEGEL 40 (1997), 45-51. Der Nachdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags sowie des Autors.

Sie nützen uns aber wenig, weil ihre selektive Wahrnehmung unserer eigenen selektiven Wahrnehmung nicht abhilft. Und letztendlich reagieren die Verständnis-Wessis doch so viel anders auch nicht als einer der Charaktere aus den Witzen: der Besserwessi. Die Menschen im Osten werden zu Objekten ihres missionarischen Treibens – sei es nun in der Geste des zupackenden, erdrückenden Helfers oder in der des sensiblen Trösters.

Und der eine liefert die Vorlage für den Wessi-Witz, der andere lacht mit. Was dann in solchen Witzen wieder hochkommt, ist altbekannt: Der durchschnittliche Westdeutsche ist höchst mittelmäßig, unmoralisch und geldgierig. Das glaubte zu DDR-Zeiten trotz pausenloser propagandistischer Berieselung bald keiner mehr. Jetzt wird es plötzlich bedeutungsvoll für viele. Der Kapitalismus klingt wieder bedrohlich.

Eben noch konnte es uns nicht schnell genug gehen mit dem harten Geld, der D-Mark. Eben noch waren wir die Bewunderer eines westlichen Lebensrezepts, das allen bessere Zeiten versprach und die Bundesrepublik so stark und stabil gemacht hatte. Eben noch konnte man sich umworben fühlen von Volksvertretern, die sich auch zu richtigen Wahlen stellten.

Jetzt, wo Zuspruch, Solidarität und Anerkennung so nötig wären, macht so mancher dieser Repräsentanten der Stabilität einen Bogen um ostdeutsche Gefilde. Dafür kommen die Verständnis-Wessis und huldigen einer »Befindlichkeit«, die besser hinterfragt werden sollte. Denn wenn Günter Gaus oder auch Günter Grass dem Osten die Lage erklären, werden ja insbesondere jene Ossi-Köpfchen gekraut, die besonders unaufgeklärt und – dies ist noch schlimmer – besonders aufklärungsempfindlich sind. Mein Abschied von der ostdeutschen Befindlichkeit hat viele Stationen:

Vor drei oder vier Jahren wurde die Ostalgie langsam aber sicher ein unübersehbares Phänomen. In den nord-ostdeutschen Niederungen hörte ich immer häufiger einen Satz, den ich aus den fünfziger Jahren von Oma und allerhand Onkeln und Tanten kannte: »Es ist aber auch nicht alles schlecht gewesen!« Es lohnt sich also, sich zu erinnern an das Erinnern. Wer alt genug ist, kennt drei Schlüsselworte für die zwölf braunen Jahre: »Autobahnen, keine Arbeitslosen, geringe Kriminalität«. Es war eben nicht alles schlecht.

Ich hatte mein Deja-vu-Erlebnis bei anderem, bis in die Worte hinein ähnlichem Erinnerungsgut: »Kindergärten, Vollbeschäftigung, geringe Kriminalität«. Hätte die SED auch nur eine Autobahn mehr gebaut – wir hätten möglicherweise bei dem einen oder anderen dieselbe Trias des gezinkten Erinnerns wie nach dem Krieg. Ich habe mich und andere in diesen Jahren oft pathetisch gefragt, wo wir eigentlich sind. Zu kurz war noch der Abstand zu jener Zeit, als plötzlich jedermann die ganze DDR samt Ideologie und Lebensalltag so gründlich satt hatte, daß wenige revolutionäre Wochen genügten, um das ganze System nach unserem Willen auf den Abfallhaufen der Geschichte zu befördern.

Wir wollten das bewährte Neue – das funktionierende westliche Politik- und Wirtschaftsmodell, das manchen Westlern bereits recht alt erschien. Angesichts der Alternativen war dies überaus vernünftig. Aber gleichzeitig hat diese Umgestaltung in Umfang und Tempo die Seelen sehr, sehr vieler überfordert. Mit dem Weststaat und dem Westgeld und den Westregeln kamen eben nur bei Minderheiten Westgefühle. Schritt für Schritt wurde das Ja zur Einheit und zum freiheitlichen Gemeinwesen ergänzt und manchmal auch verdrängt durch Gefühle der Fremdheit und Unsicherheit. Menschen, die zwar frei, aber arbeitslos sind, müssen unzufrieden werden. Aber warum geben dann bei diversen Meinungsumfragen regelmäßig Mehrheiten zu Protokoll, daß es ihnen so schlecht nicht geht und sie mit ihrer persönlichen Situation zufrieden sind? Nur was die allgemeine Entwicklung betrifft, so sei man eher unzufrieden.

Und Ausdruck dieser allgemeinen Säueris sind dann die stetig sinkenden Zustimmungsraten zu zentralen Werten der Demokratie. Der Demokratie geht es in der öffentlichen Meinung des Ostens ähnlich wie dem Urteil über den Westler: Der Daumen senkt sich.

Das sei natürlich, sagen seriöse Oppositionelle, PDS-Anhänger und politische Randgruppen gleichermaßen. Das sei die Folge der fehlerhaften und mangelhaften Strukturpolitik, der unzureichenden Führungsfähigkeit der Bundesregierung.

Ich traue dieser Analyse nicht über den Weg. Ich glaube, daß neben den tatsächlichen oder unterstellten Fehlern der Bundesregierung viel ältere und grundsätzlichere Ursachen für das gegenwärtige Lebensgefühl ostdeutscher Menschen existieren.

Und selbst wenn es der Bonner Opposition gelingen sollte, die Macht zu erringen, und selbst wenn sie danach zu strukturpolitischen Innovationen fähig wäre, so würde die nachhaltige Fremdheit, die Distanz vieler Ostdeutscher nicht einfach verschwinden. Unsere Vergangenheit unter totalitärer Herrschaft war zu lang.

Eine andere Station meines Abschieds von der ostdeutschen Befindlichkeit ist eine Begegnung mit einer alten Bekannten: Kurz nach der letzten Bundestagswahl treffe ich Sabine, die in Wirklichkeit natürlich anders heißt. Ich habe die 27jährige Frau einige Jahre nicht gesehen. Wir sitzen in einer Berliner Kneipe, sprechen auch über die zurückliegende Wahl und unsere eigene Entscheidung. Und zu meinem größten Erstauen erzählt Sabine, sie habe PDS gewählt.

Es verschlägt mir die Sprache. Sabine gehörte zu den erklärten Gegnern der SED. Ausgehalten in der DDR hatte sie es nur, weil sie einen Beruf in der Kirche ergriffen hatte. Ich kannte sie schon als Kind, und später war sie eine der oppositionellen jungen Frauen in einer meiner Jugendgruppen. Nach 1990 hat sie noch mal ein Studium begonnen. Sie gehört objektiv zu den Gewinnern der Einheit.

Ich frage sie – mehr als verwundert – wo denn ihre politischen Gründe gewesen seien. Sie habe keine politischen Gründe dafür gehabt, meint Sabine. »Ich hatte keine«, sagte sie. »Ach, weißt du, ich fühlte mich so heimatlos.«

Als ich Stunden später nach Hause gehe, da fällt mir ihr Satz schwer aufs Gemüt. Plötzlich reizen mich nostalgische Osis nicht mehr zum Zorn. Gerade hat mir eine Frau, die ich so lange kenne, eine Spur gezeigt, die ich verfolgen muß. Meine besserwisserische Munterkeit wandelt sich schlagartig in Erschrecken und Traurigkeit. Sabine benennt etwas, das einen Schlüssel zum Verstehen jener enthielt, die ich bislang nicht verstehen konnte: Fremdheit.

Deswegen also wählt sie eine Partei, die die Diktatur schönredet, sich fast schon liebevoll daran erinnert. Eine Partei, in der so viele sitzen, die einst diese Diktatur repräsentierten. Sie wählt nicht PDS, weil sie nunmehr ein neues, vielleicht sogar interessantes Programm hat, sondern weil allein die Existenz dieser Partei einen Impuls von Vertrautheit auslöste.

Nicht die alte Ideologie, so scheint mir jetzt, veranlaßt so viele Menschen zur verklärten Rückschau. Schlechte Lebensgefühle, die aus Fremdheit, Unvertrautheit und Unbehagen entstehen, suchen nach Veränderung. Es zeigt sich, daß weniger rationale Gründe benutzt werden, und daß es leichter ist, eine Gemeinsamkeit, etwas, das eben nur wir haben, neu aufzurufen – die in der DDR entstandene Mentalität. Es geht in diesem Zusammenhang weniger darum, solch eine Haltung zu bewerten. Wichtig ist, daß wir ihrer bewußt werden, sie verstehen lernen. Gewachsene Mentalität verwandelt sich offensichtlich erheblich langsamer, als Wissen und Intellekt sich ändern und erweitern können.

Wenn wir die Geschichte der frühen Bundesrepublik und die Jahre zwischen 1945 und 1949 im Westen anschauen, so begegnen uns vielfältige Belege für die Langsamkeit des Mentalitätswandels. Ich zitiere immer wieder jene Allensbach-Umfrage von 1948, in der 57 Prozent der Westdeutschen auf die Frage, ob der Nationalsozialismus eine gute Sache gewesen sei, die nur schlecht gemacht wurde, mit einem Ja antworteten – und das obwohl inzwischen in Zeitungen und Wochenschaun, von den Kanzeln und in Gewerkschaftstreffen die Nazis durch die blutigen Fakten und durch demokratisches Gedankengut delegitimiert waren.

Nicht aus bösem Willen oder ideologiegeleitet, sondern einem eher natürlichen Beharrungsvermögen folgend, behaupten sich trotz oder gerade wegen aller möglichen Umbrüche lebensgeschichtliche Prägungen länger, als es die jeweiligen Lehren vermögen. Dieses Beharrungsvermögen hat seine schlechten wie auch seine guten Seiten. Jahrzehnte der Diktaturen und ihrer Bespitzelungssysteme haben es beispielsweise nicht geschafft, den Menschen einzutrichtern, es sei normal, den eigenen Arbeitskollegen oder gar den Freund zu verraten. Auch in den späten Jahren der DDR noch sagte die Mehrheit nein, wenn sie als Spitzel geworben werden sollte. Da hatte der schlichte menschliche Anstand überlebt.

Zumeist allerdings zeigt die Diktatur Wirkung: Wie etwa sollen Menschen rasch vergessen können, was sie über Jahre oder gar Jahrzehnte hinweg als ihre wesentliche Botschaft verinnerlicht hatten: Beuge dein Haupt, passe dich an, und es wird dir gutgehen.

Für viele, mich eingeschlossen, ist es inzwischen relativ gleichgültig, mit welcher Ideologie die Diktatoren ihre Macht begründen. Als Folge totalitärer Herrschaft fällt uns die außerordentliche Ähnlichkeit der Unterdrückten auf.

Diktatur macht krank. Sicher, jede Diktatur bringt auch höchst imponierende Kämpfer, gelegentlich gar Heilige hervor. Sicher, es entsteht neben pseudoreligiösen Politikinszenierungen höchst subtile Kunst.

Und wenn uns auch noch mehr Gutes aus schlechten Zeiten einfällt, das Grundübel totalitärer Herrschaft können wir nicht aus den Augen verlieren. Totalitäre Herrschaft läßt den Menschen nicht zu sich selbst kommen. Wo Individualität und Selbstbestimmung verwehrt werden, wo die Teilnahme an der Macht verweigert ist, wird der Staatsbürger zurückverwandelt in den Untertan.

Ohnmacht macht ähnlich. Deshalb also verdienen jene, die mit der Ideologie des Sozialismus die Ohnmacht der Ohnmächtigen organisiert haben, keine mildernden Umstände. Wenn man dem Mittelalter die Inquisition vorwirft, wie sollte man jene, die als Zeitgenossen der Moderne ihre Macht auf Entmündigung, Zersetzung, Unterdrückung gründen, freisprechen? Müßten nicht gerade Sozialisten und linke Liberale mit besonderer Verbitterung den Verrat ihrer Ideale durch eine schonungslose Kritik des einst real existierenden Staatssozialismus beantworten?

Zum Glück ist dies ja für viele aufgeklärte Linke im Westen inzwischen selbstverständlich. Aber gerade in Deutschland mißbrauchen leider die Milieulinken immer noch einen rituellen Antifaschismus, um sich vor der Auseinandersetzung mit der zweiten deutschen Diktatur zu drücken. Wenn dieser Gesellschaft in ihrer Neigung, alte Lagersicherheiten immer wieder neu zu beleben, nur Altes einfällt, bleibt der demokratische, antitotalitäre Grundkonsens auf der Strecke. Altlinke in purem Antifaschismus und Altkonservative und Rechte in sturem Antikommunismus ergänzen sich eben nicht, sie blockieren nur die Diskussion.

Dabei sind wir ja ganz gut aus den Startlöchern gekommen, vor nunmehr acht Jahren. Im Herbst 1989 haben wir nach langem Gehorsam die Zivilcourage wiederentdeckt. Warum glauben wir uns unsere eigene Revolution nicht mehr? Hat uns die Courage verlassen, weil die eigenen Verdienste angesichts westlicher Dominanz bedeutungslos erscheinen? Oder waren wir nach der langen Entwöhnung von selbstbestimmtem Handeln einfach zu kurzatmig?

Wahrscheinlich stimmt beides. Und wir enden in der Beschwörung alter Zeiten und Werte – und bei den Wessi-Witzen.

Eine Zukunft hat eine solche Haltung nicht. In der Nachkriegszeit im Westen gab es ja auch diese Parteien und Gruppen, die ihre Gefolgschaft aus nationalem Frust, Minderwertigkeitsgefühlen und politischem Trotz rekrutierten. Damals beschädigten sie nur den sowieso schon ramponierten Ruf des Landes und trugen zu einem Klima bei, das die Täter der NS-Zeit begünstigte. Heute sind sie alle vergessen.

Ich bin froh, daß ich nicht politisch handeln mußte in der frühen Zeit der Bundesrepublik. Gnadenfieber, Schlußstrichneigung und Versöhnungsmetaphorik versperrten den Deutschen den Weg zur Selbstbefreiung durch Anerkennung von Verantwortlichkeit und Schuld. Wir im Osten haben uns nach dem Ende des Stasi-Sozialismus keinen Schlußstrich verordnet, und wir können darauf stolz sein. Wir haben uns dafür entschieden, den Fakten nicht aus dem Weg zu gehen. Wir haben die Archive geöffnet – nicht nur das der Stasi, auch das der Partei und die der Regierung. Wir haben dies selbst entschieden noch im Sommer 1990 vor der Einheit.

Dennoch leben wir mit der Erblast all dieser Jahrzehnte politischer Ohnmacht, die unserer Haltung geschadet hat und die tief in unsere Mentalität eindrang. Sie wird uns noch lange drücken.

Wie gehen wir damit um? Kriechen wir in unsere Wagenburg, unser Zelt und beschnuppern uns dort immer wieder aufs neue, um uns von der Nähe des Bekannten trösten zu lassen? Oder testen wir das fremde, unbekannte Terrain. Brechen wir mit all unseren alten Ängsten noch einmal auf – wohl wissend, daß wir angstfrei nicht mehr werden. Wie oft probieren wir es? Ein-, zwei- oder dreimal?

Die Freiheit läßt uns sicher freier atmen als der alte Mief – sie ist für uns, denen Befreiung doch so wichtig war, weiterhin von entscheidender Bedeutung. Aber nach all der eingeübten Angst ist es hier im Osten zu wenig, denn zu viele glauben, daß sie mehr Risiken als Chancen der Freiheit präsentiert bekommen. Ich bin nicht dieser Ansicht – nur: Zu viele empfinden dies so.

Wir können uns jetzt in der Demokratie nicht schweigend und erschöpft einfach nur still hinsetzen, als wären wir am Ziel. So haben beispielsweise allzu viele junge Leute keinen Ausbildungsplatz. Dabei könnten gerade diese jungen Menschen viel schneller in der freien Gesellschaft ankommen – sie sind frei von den Lähmungserscheinungen durch langjährige Prägung. Gerade sie würden ja die Freiheit, in der man sich selbst etwas getraut, gern ausprobieren. Sie dürfen von den Älteren nicht in das Gefängnis der Nostalgie geholt werden. Aber sie erwarten vom neuen Deutschland, daß Handlungsräume geöffnet werden und nicht nur die Türen der Arbeitsämter offenstehen.

Wir haben uns 1989/90 mutig geschworen, uns der Wahrheit zu stellen. Wie und warum sollten wir jetzt damit aufhören? Schon die Suche nach Wahrheit befreit. Und diese Suche befähigt uns – uns alle, auch die Menschen im Westen. Wir lernen dabei auch, den Politikern beim

schwierigen Umgang mit heute noch real existierenden Diktaturen genauer auf die Finger zu schauen – vom kommunistischen China bis zum fundamentalistischen Iran der Ajatollahs.

Zum Schluß: Etwas Nostalgie muß sein! »Es war ja auch nicht alles schlecht in der DDR« – wohl wahr. Gut war, daß so viele nein zum Vertrat gesagt haben, Feinde wie Freunde der DDR. Gut war, daß es so unterschiedliche Formen von Opposition gab über alle Jahrzehnte. Und daß wir – im Land des Gehorsams aufgewachsen – unsere Freiheit selber schufen –, das vor allem war nicht schlecht!

Nach sieben Jahren Einheit scheint mir wichtig: Wir brauchen noch länger Zeit, die Trümmerlandschaft, die die Diktatur in uns hinterließ, zu verwandeln – aber den meisten kann dies gelingen. Nur – von Trümmern, Fehlern und besonders eigener Schuld kann man sich nicht befreien, wenn man die Fehler und die Schuld der anderen thematisiert. Es half nach dem Krieg auch nichts, immer wieder auf die Fehler der Sieger hinzuweisen. Irgendwann kamen wir bei eigener Schuld an und haben sie bearbeitet.

Das hat das Land dann wirklich verändert. Unter anderem deshalb konnten ostdeutsche Demokraten mit Freude auf die Vereinigung mit diesem (West-)Deutschland zugehen. Kritik an Regierungen und ungerechten Zuständen kann nicht Ersatz sein für Selbstkritik und Selbstbefreiung aus alten Bindungen und Prägungen.